

General-Anzeiger

Elberfeld

Hauptredaktion Kaiserstraße 50.

Fernsprecher für Expedition und Redaktion 4601, 4602, 4603

Anzeigen-Nachnahme bis 6 Uhr abends, für größere Anzeigen bis 12 Uhr mittags; für die Sonntags-Nachnahme: Größere Anzeigen von 1/2 Seite an bis Freitag-Abend 7 Uhr; für die Sonntags-Nachnahme bis Samstag-Abend 7 Uhr.

Für Aufnahmen von Anzeigen an bestimmten Tagen und Wochentagen, für telefonische Aufträge sowie für Aufnahme von Manuskripten wird keine Gebühr erhoben.

Verbreitungsbezirk: Elberfeld - Barmen - Remscheid - Vuchfeld - Cronenberg - Dabhausen - Gevelsberg - Gräfrath - Gräfen - Haan - Haslinghausen - Hildesheim - Langenberg - Langerfeld - Leichlingen - Lennep - Lüttringhausen - Mettmann - Mülheim - Neuenkirchen - Nienhof - Ohlig - Opladen - Radevormwald - Remscheid - R. Hagen - Ronsdorf - Schwein - Solingen - Sonnborn - Spröckel - Talsiede - Velbert - Vohwinkel - Wald - Wermelskirchen - Wessling - Wipperfurth - Wülfrath.

für Elberfeld-Barmen

(Allgemeine Zeitung für Berg und Markt)

mit der illustrierten Wochenchrift „Bergisch Land“

Bezugspreis: Durch unsere Boten monatlich 60 Pfg.; durch die Post monatlich 70 Pfg.; vierteljährlich 2.10 Pfg. (42 Pfg.)

Anzeigenpreis: Die 7-spaltige Zeile 25 Pfg. außerhalb des Verbreitungsbezirks 35 Pfg.

Barmen

Hauptredaktion Neuerweg 57.

Fernsprecher Nr. 714

Anzeigen- und Abonnements-Nachnahme:

Elberfeld: H. Strödel, Burgstraße 7.
Elberfeld-Barmen: H. Strödel, Döppelstraße 1.
Elberfeld-Barmen: H. Strödel, Döppelstraße 1.
Elberfeld-Barmen: H. Strödel, Döppelstraße 1.
Elberfeld-Barmen: H. Strödel, Döppelstraße 1.
Elberfeld-Barmen: H. Strödel, Döppelstraße 1.
Elberfeld-Barmen: H. Strödel, Döppelstraße 1.
Elberfeld-Barmen: H. Strödel, Döppelstraße 1.

Von den Kriegsschauplätzen.

Krämerseelen.

In ruhigem Schwunge dreht sich das Rad der deutschen Volkswirtschaft weiter. Was der Reichstag abermals an selbstverständlicher vaterländischer Tat leisten wird durch einmütige Bewilligung der 5-Milliarden-Kriegskreditvorlage, fügt sich dem Bilde unermindeter voller wirtschaftlicher Gesundheit und Leistungsfähigkeit ebenmäßig an. Solche Verfassung gestattet uns, verächtlich zu lächeln über die bewusste Verlogenheit der englischen Presse, die von einer zweiten deutschen Kriegsanleihe faselt, deren Unterbringung nur durch das unerhörte Verfahren möglich war, daß ein Teil der deutschen Depositionsgelder in deutschen Privatbanken weggenommen wurde. Erstmalig lautete die Lügenmär, die Kriegsanleihe hätte durch Beschlagnahme der Ersparnisse des Volkes in den Regierungssparcassen aufgeführt werden müssen.

Wären die britischen Zeitungsschreiber nicht erhaltungsgemäß verlorporete Boshaftigkeit, man hätte ihr Gebaren als kindisch bezeichnen. Denn hinterher ist es, in trügerischen Phantasereien zu schwelgen und bewußt sie zu verbreiten. Wir wissen und dürfen auch gewiß sein, daß Deutschlands gesunde wirtschaftliche Konstitution denen überm Ranaal noch manch' sorgenvolle Stunde bereiten wird.

Es ist ja ein unter abgefeimten Leuten beliebtes Verfahren, dann an irgendwelche Räte anderer glauben zu machen, wenn sie selbst unter solchen Umständen über unter sie zu geraten drohen. Auch die „silbernen Kugeln“ Lloyd Georges erschöpfen sich. Der in England unvermittelte herrschende Gegensatz zwischen Reich und Armen, das Fehlen des die Leistungsfähigkeit der Bürger trefflich abfassenden Mittelstandes, muß die Geschlossenheit der Finanzkassen lockern, um so mehr, wenn reiche Engländer, von Angst vor dem nahenden Deutschen erfaßt, weiterhin die Heimat verlassen. Daß die Ausfälle in den Einkünften aus dem Handelsverkehr Englands sich häufen, falls der eiserne Ring um die Insel enger wird, liegt auf der Hand.

So ist alle Aussicht auf einen Tag, da England in Sachen einer Beschlagnahme von Privatgeldern von Staats wegen vor der eigenen Tür zu stehen hat. Deutschland pflegt nicht seinen Krieg als „Geschäft“ anzufassen. Es steht insbesondere in diesem gewaltigen Geisteskampf, ein einzig Volk von Brüdern, mit Mut und Gut ein für sein Gleichgeburtsrecht. Ihm klebt dieser Krieg bis zum Ende ein heiliger Kampf, in dem ein Volksgenosse den anderen stützt und stärkt, auf dem Altar des Vaterlandes geopfert wird, was die Notwehr erfordert. Dem britischen Krämerseelen mag solche selbstlose Hingabe unverständlich sein, mag es unfassbar erscheinen, daß eine Regierung Volksguts aus dem Volksgut ist, nicht ein Ministerkollegium, beflissen, aus dem Volke das Mögliche herauszuholen, die Ersparnisse des Volks listig zu beschlagnehmen. Wir Deutschen wollen uns beglückwünschen, daß dem so ist, daß die Briten das Wesen der deutschen Volkseele auch nicht in der schwersten Zeit, wo nur Echts gilt, zu erfassen imstande sind.

Echlose Richter.

Die französischen Blätter, durch die deutsche Militärärzte, deutsche Diakonissen und deutsche Krankenschwestern zu empfindlichen Gefängnisstrafen verurteilt wurden wegen angeblichen Diebstahls von Wein, Medikamenten und anderen Sachen, die sie im Dienste der Nächstenliebe verwendeten, schreien förmlich nach Vergeltung, nach — Rache!

Der amtliche Tagesbericht.

Ein starker Stützpunkt in den Argonnen genommen.

WTB. Großes Hauptquartier, 2. Dez. Im Westen wurden keine Vorkämpfe des Feindes abgewiesen. Im Argonner Walde wurde von dem Württembergischen Infanterieregiment Nr. 120, dem Regiment seiner Majestät des Kaisers, ein starker Stützpunkt genommen.

men, dabei wurden 2 Offiziere und annähernd 300 Mann zu Gefangenen gemacht. In Ostpreußen nichts Neues. In Nordpolen nehmen die Kämpfe ihren normalen Fortgang. — In Südpolen wurden feindliche Angriffe zurückgeschlagen. Oberste Heeresleitung.

Unsere jüngste Siegesbente in Rußisch-Polen.

Die Zahl der Gefangenen steigt auf über 80 000.

WTB. Großes Hauptquartier, 2. Dez. (Amtlich.) Die in der ausländischen Presse verbreitete Nachricht, daß in der von uns gemeldeten Zahl von 40 000 russischen Gefangenen, die bei Kutno gefangen, 23 000

mit einbezogen seien, ist unrichtig. Die Ostarmee hat in den Kämpfen bei Błocławec, Kutno, Łódź und Łowicz vom 11. November bis zum 1. Dezember über 80 000 unverwundete Gefangene gemacht.

Die zuständigen Behörden des Deutschen Reiches haben, wie gemeldet wird, denn auch bereits Schritte getan, um das scheinbar eingeschlagene Schicksal der französischen Richter aufzuklären. Für uns ist schon durch die Aussage des Oberstaatsanwalts Dr. Pust eine mächtige Brücke in das Labyrinth der Verwirrung geschlagen. Der tadelnde Kritik der französischen Presse gegenüber der deutschen Presse hätte es gar nicht mehr bedurft. Wie aber können wir die Abhilfe erreichen? Wenn es zu einem oberinstanzlichen Verfahren in dieser Sache kommt und wenn sich dort gerade so böswillige, nichtswürdige Richter finden, die das Urteil ihrer erbärmlichen Zustimmungen bestätigen, was dann? Ja, was dann, fragen wir uns voll Besorgnis! Gleiches mit gleichem vergelten geht in diesem Falle nicht. Denn wo würde sich in Deutschland — einer, den Vorwand zu einem ähnlichen Prozesse bildenden Tatbestand vorausgesetzt — der Richter finden lassen, der im Falle wäre, seine Unparteilichkeit in so zynischer Weise zu opfern, selbst wenn es gilt, Feinde abzurufen?

Hält also jene feindliche Justiz nicht Einkehr bei sich selbst, und bestimt sich die oberste Instanz nicht darauf, daß bisher Frankreich zu der Kulturstaaten gerechnet wurde, so wird kaum ein Mittel zu finden sein, jene deutschen Märtyrer zu retten. Sie werden ihre „Strafe“ als Heiden tragen müssen, und das Bewußtsein ihrer Unschuld wird ihnen die Kraft verleihen, sich in ihr Schicksal zu fügen. Wir aber wollen nicht unterlassen, auf Mittel und Wege zu suchen, wie wir in einer des deutschen Kulturempfindens würdigen Weise Vergeltung üben. Manderlei ist in dieser Hinsicht ja schon von der deutschen Regierung in die Wege geleitet. Aber noch manches bleibt, so will es uns dünken, zu tun übrig. Vor allem weg mit aller Gefühlsbuselei, aller Jähzorn und Rücksichtnahme! Ohne Härte kann es nicht abgehen. Wir müssen schon recht deutlich werden, um unseren hartgesottenen Feinden Verunsicherung beizubringen.

Unter fernem Umständen darf die Frage nach dem Urteil der Neutralen hierbei eine Rolle spielen. Was bei jenen an wahrer Freundschaft für uns vorhanden ist, wird unsere Maßnahmen billigen. Die anderen — geben uns nichts an. Sich gegen alle Angriffe der Mächte unter ihnen zu verteidigen, gibt ihnen zu viel Ehre, läßt uns schwach erscheinen. Wir dürfen und müssen das tun, was wir für richtig halten. Das deutsche Gewissen ist für uns der beste Ratgeber für unser Handeln. Die die Armeen in Reindesland, so lange auch unsere Regierung davon durch harte und unbeirrte Energie, daß das deutsche Volk nicht gewillt ist, noch länger mit sich spielen zu lassen!

Koblenz, 1. Dez. Der hier anässige Franzose Millegant hat im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit an den Präsidenten der französischen Republik ein Schreiben gerichtet, worin er ihn bittet, die sofortige Nachprüfung des Urteils gegen die deutschen Ärzte und ihre Freisprechung zu veranlassen. Er erklärte, daß er, seit langen Jahren in Deutschland anässig, das deutsche Volk grüßlich kenne, die große Achtung, die er vor dem Wissen, der Nächstenliebe und Redlichkeit der deutschen Ärzte habe, habe sich in Bewunderung verwandelt, als er gesehen habe, mit welcher Selbstverleugnung und Unparteilichkeit sie den französischen Verwundeten ihre Pflege angedeihen ließen. Ein deutscher Arzt habe zu viel Achtung vor dem Eigentum des andern, um sich anzueignen, was ihm nicht gehöre, und wenn eine Vernachlässigung verwundet, Franzosen durch die Ärzte vorgekommen sei, so sei dieses gegen ihren eigenen Willen geschehen. Gegen die Ärzte habe keinerlei Anklage wegen Vandalismus aufrecht erhalten werden können, und zahlreiche Zeugen hätten sich zu ihren Gunsten ausgesprochen. Sie hätten nicht nur der französischen Bevölkerung Dienste geleistet, sondern auch überall und bei jeder Gelegenheit mit Hingabe und Unparteilichkeit die armen französischen Verwundeten aufs sorgsamste gepflegt.

Ägypten in Erwartung der Türken.

Wie trefflich es die englische Großmächtsucht und Selbstherrlichkeit verstanden haben, sich in Ägypten mit dem Nimbus der Unabwieslichkeit zu umgeben, besetzt ein Stimmungsstück des nach Ägypten entsandten Sonderberichterstatters des „Corriere della Sera“, in dem dieser die Einbrüche, die er bei seiner Ankunft in Alexandria erhalten hat, wie folgt schildert: „Wer in Unkenntnis der Vorgänge heute nach Ägypten kommt, wird schwerlich auf den Gedanken verfallen, daß etwas Besonderes in der Luft liegt. In Wahrheit verheißt es die englisch-ägyptischen Behörden ganz ausgezeichnete, mit außerordentlicher Geschwindigkeit und fast virtuosenhaftem Eleganz über die Situation hinwegzutäuschen. Wer würde beispielsweise ahnen, daß in Alexandria der Belagerungszustand herrscht? Von alledem was sich bei uns mit dem Begriff des Belagerungszustandes verbindet — Truppenansammlungen, Verbot des Zusammenstehens mehrerer Personen und dergleichen mehr — ist hier nichts zu spüren. Der Belagerungszustand besteht zwar,

aber er bleibt unsichtbar und wird nur von denen bemerkt, die etwas mit der Polizei zu tun haben. Wenn man ankommt, so wird man allerdings sehr eingehend auf Herz und Nieren geprüft. Das Gepäck wird Stück für Stück vorgenommen, man liest die Briefe, die man in der Briefkapsel bei sich hat, und die neugierige Polizei untersucht selbst das Futter einer eingehenden Besichtigung. Aber das alles geschieht mit einer Liebenswürdigkeit und Harmlosigkeit, die der Sache das Unbehagen benehmen. Hat man sich gehörig ausgewiesen, so kann man getrost seiner Wege gehen. Das hindert freilich nicht, daß man im Geheimen mit aller Disziplin weiter beobachtet wird. Die Militärgerichte arbeiten hinter verschlossenen Türen, ohne daß man etwas von ihnen weiß. Und wenn hier und da einer die Anwesenheit erhält, den Staub Ägyptens von seinen Füßen zu schütteln, so geschieht das auch in einer Form, als ob es sich nur um einen gutgemeinten freundlichen Rat handele. Kurz, das Leben in der Stadt wird nie und nirgends gestört. Der gute Bürger weiß nichts, aber er hat nur ganz unbestimmte Vorstellungen, daß etwas vorgehen könnte. Und wenn irgend ein Kraber die umherstehenden Gerüche im Rassehaus etwas unregelmäßig herumträgt oder der politische Kanongießer allzu sehr zu frönen geneigt ist, so bekommt er einen leisen Rint von der Polizei, der ihn darüber belehrt, daß Neben Silber und Schweigen Gold ist. Und er läßt es sich gesagt sein, und hält hübsch den Mund. So geht das Leben in der Stadt seinen gewohnten Gang des Alltags. Die Straßen sind bei Tag und Nacht wie in normalen Zeiten belebt, die Läden sind geöffnet, und die Leute gehen ruhig und sorglos spazieren wie bisher. Sind sie wirklich alle ruhig? Nicht alle und nicht alle. Aber in dem einen Punkt stimmen alle überein, daß wieder in Ägypten noch in Alexandria noch sonst wo in Ägypten die Europäer irgend etwas von der unheimlichen Bevölkerung zu befürchten haben. „So lange die Türken noch nicht in Ägypten eingedrungen sind.“ Und da diese Möglichkeit der großen Mehrheit der Ägypter so unheimlich erscheint, wie etwa der Gedanke ein Verstecktes der Marsbewohner auf der Erde, so macht man sich weiter keine Sorge und schläft in guter Ruhe. England hat eben dafür gesorgt, der nichtmuselmanischen Bevölkerung den Gedanken beizubringen, daß seiner Wachherrlichkeit keine Grenzen gesetzt sind. Man hat hier von dieser englischen Ueberlegenheit geradezu eine fast mystische Vorstellung. So kommt es, daß die Nachricht, daß ein türkisches Heer durch die Sinai-Halbinsel gegen Ägypten heranzieht, hier wie ein guter Spas aufgenommen und belacht wird. Unter hundert Personen sind mindestens neunzig, die bei Erwägung dieser Nachricht die Äpfel zuden und hell aufschauen. „Die Türken in Ägypten?“ hört man. „Der Witz ist gut! Wie denken Sie sich denn, daß sie über den Kanal kommen? Sie wissen doch, daß er stark besetzt ist, daß er von Kanonen und Truppen wohlbesetzt wird.“ Und wenn man sich nach der Anzahl dieser Truppen erkundigt, so schallt einem die Antwort entgegen: „Wieviele? Hausweise stehen da! Glauben Sie denn, daß England nicht seine Maßregeln getroffen hat? Und sie gehen lachend weiter und fragen nicht einmal, wieviel Türken etwa im Auge sein könnten, denn das ist je doch angesichts des Kanals belanglos. Und über den Kanal kann niemand hinweg, es sei denn, daß ihn die Engländer überlassen. Unter hundert Europäern sind allerdings zehn, die etwas besser unterrichtet sind. Sie wissen, daß die Türkei ihre Hauptmacht gegen Ägypten heranzieht und das Heer, das durch die Sinai-Halbinsel vordringt, aus den besten türkischen Truppen besteht, gut ausgerüstet ist und über vorzügliche Geschütze verfügt. Sie wissen weiter, daß die Sinai-Halbinsel keine Sahara ist, und sie wissen vor allem, daß der Suezkanal nur ein Graben in einer Breite von 60 bis 90 Metern ist. Auch sind sie sich weiter klar darüber, daß England diesem türkischen Heer von über 100 000 Mann, ungeschätzt die Banden der Beduinensharen, nicht mehr als 25 000 oder höchstens 30 000 Mann entgegenstellen kann, eine Zahl, in die die wenigen hiergebliebenen Indier, die Australier, die hier in Ägypten zusammengezogen sind, die Territorialisten und die Pfadfinder schon mit einbezogen sind. Die wolle diese wenigen Mann den osmanischen Truppen den Übergang über den Kanal weh-

ren? Aber auch diese Skeptiker zweifeln im Grunde des Glaubens an die Engländer nicht daran, daß England schon ein Mittel finden wird, um den Türken den Vormarsch zu wehren. Bei England ist eben kein Ding unmöglich. Man denkt dabei in erster Linie an eine Hilfsaktion Italiens.

Man sieht, England hat es vorzüglich verstanden, die Europäer Ägyptens in Vertrauen zu ziehen. Umso unangenehmer wird das Erwachen aus dem Traum der englischen Unüberwindlichkeit sein!

Wie schon früher gemeint, ist Dschemal Pascha, der türkische Marineminister, Oberkommandierender der türkischen Operationsstruppen gegen Ägypten geworden. Aus Kairo wird der „Times“ dazu berichtet, daß, wenn dieses richtig sei, die Türken sich nicht auf bloße Demonstrationen am Suezkanal beschränken würden. Dschemal sei, was die Operationen gegen den Suezkanal angeht, wie befehlen; er habe durch Angriffe daselbst sich für die Belagerung zu rächen, die England der Türkei zugefügt habe, als es anfangs des Krieges zwei türkische Drednoughts beschlagnahmt habe. Angesichts dieser „Befehle“ Dschemal Pascha's wird an dem Erfolge seiner Mission wohl nicht gezweifelt werden dürfen.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Die „West der Unterseeboote“.

London, 1. Dez. Der Flottenkorrespondent der „Times“ schreibt: Seitdem diese Zeit der Unterseeboote sich an der belgischen Küste bemerkbar gemacht hat, indem sie die die Küste bedrohend beschwader angreifen, gelang es ihnen, zwei britische Kriegsschiffe und mehrere Handelsfahrzeuge zu versenken. Ihre Operationen der Jahre in der letzten Woche zeigten, daß sie einen noch größeren Aktionsradius haben. Der Korrespondent fährt fort: Die Bedeutung dieser schnellen Jagdzooge liegt in ihrer Absicht, unseren noch französischen Häfen jahrelangen Vorratsschiffen in die Quere zu kommen. Die Gefährdung der neuen Methode der Kriegsführung müssen die Bewegungen der friedlichen Schiffe in bestimmten Grenzen beschränken. Aber sie werden unsere Operationen nur stören und nicht hindern. Weitere Verluste sind zu erwarten, aber Vorsichtsmaßnahmen können und werden ergriffen werden. Größere Kriegsschiffe können von Zerstörern begleitet werden und Repe zum Schutz gegen Minen anwenden. Handelsfahrzeuge können begleitet werden oder des Nachts fahren, wo die Unterseeboote relativ harmlos sind. Diese Zeit kann von dem Kanal nicht ferngehalten werden; sie wird bald noch weiter westlich angetroffen werden. Daher ist gesteigerte Aufmerksamkeit geboten.

Aus dem „Daily Telegraph“: erhebt eine am Dienstag in Havre aufgesetzte, die heute vom Jenseit zurückgekehrte Depesche, die besagt, daß sich drei deutsche Unterseeboote bei Havre gezeigt hätten. Französische Kanonenboote patrouillierten jetzt in der Nähe der Küste.

Ein weiteres englisches Kriegsschiff kampfunfähig.

Berlin, 2. Dez. Die „D. Z.“ läßt sich aus Rotterdam berichten, daß ein beschädigtes englisches Kriegsschiff um die Graafschepoort geboten haben solle, in den Neuen Waterweg von Oost van Holland einzufahren. Das Schiff wurde damit dem weiteren Kampfe entzogen werden, da es nach den vollen rechtlichen Bestimmungen abgerüstet werden muß.

Der amtliche französische Bericht.

Paris, 1. Dez. Amtlicher Kriegsbericht von 3 Uhr nachmittags. In Belgien fand gestern der ersten Infanterieangriff gemeldet. Nördlich Arras zeigte der Feind fortgesetzt ziemlich große Tätigkeit. Im Gebiete der Aisne fand eine

zeitweilig ausfahrende Kanonade auf der ganzen Front statt. In den Argonnen dauern die Kämpfe an, ohne jedoch die Lage zu verändern. Im Woivre und in den Vogesen ist nichts vorgefallen.

Die Auehebung der Reuzenjahrgänge in Frankreich.

Yvon, 1. Dez. Dem „Nouvelles“ zufolge sind die Rekrutierungsarbeiten der Altersklasse 1915 am 30. November beendet gewesen. Der Prozentsatz der tauglich Befundenen entspreche ungefähr dem Prozentsatz der Jahressklasse 1914. Die Verteilung der Rekruten auf die Garnisonen soll am 20. Dezember beendet sein.

Anerkennung aus feindlichem Munde.

London, 1. Dez. Die „Times“ veröffentlichten den Brief eines englischen Offiziers an seine Frau, der im Gegensatz zu den noch bis in die letzten Tage in vielen englischen Blättern immer wiederkehrenden abfälligen Urteilen über die Leistungen der deutschen Soldaten diesen volle Gerechtigkeit zuteil werden läßt.

„Das einzige Barm, das wir in den Laufgräben bekommen“, schreibt der Offizier, „ist der Abend. Die Deutschen wissen die Zeit unserer Nachschubwege sehr genau, die sie uns stets mit „Johnnies“ (Schrapnells) stören. Häufig feuern sie auf uns aus großer Höhe, und sie hören dann nicht auf, bis sie denken, daß wir genug „Johnnies“ von ihnen erhalten haben. Als wir neulich die Laufgräben verließen, in denen wir bei dem heftigen Feuer der Deutschen nicht mehr bleiben konnten, begab es Augen um und herum. Wir teilten uns, um Deckung zu suchen, worauf die Artillerie eingegriffen begann. Und darauf haben viele von uns eine große Freude, denn die deutschen Artilleristen schienen mit unglaublicher Treffsicherheit; sie hielten uns mit ihrem Artilleriefeuer überall da fest, wo sie es wollten. Es gibt bei solchen Gelegenheiten für uns kein Ein und kein Aus mehr.“

Typus-Epidemie im belgischen Geere?

W.B. London 2. Dez. (Nichtamtlich.) Die „Times“ veröffentlichten einen Brief des Majors des englischen Sanitätsdienstes in Calais, in dem es heißt, daß Calais von einer Typus-Epidemie bedroht sei. Die belgische Armee sei von Typus durchseucht. Wenn man die Armee sich ausbreiten lasse, werde von der belgischen Armee bald nichts mehr übrig sein. Es sei unbedingt notwendig, die Spitalanrichtungen schnellstens zu vervollständigen.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Zu der Anwesenheit des Kaisers auf dem Kriegsschauplatz im Osten

Schreibt ein Züricher Blatt: Die Meldung war kurz, aber inhaltsreicher. Genug, wo der oberste Kriegsherr ist, da liegen Späne, da wird es bitterer Ernst. Wenn vor 100 Jahren das „Vive l'empereur!“ erliefte, da wußte man, daß der Kaiserentziffer seine Truppen in Verdon führte. Den Gegner bedrückte in der Regel eine gewisse Befangenheit; die Pläne wurden weniger kühn, und die Ausführung zögernder und vorsichtiger. Wer weiß, ob das Erscheinen des Kaisers im Osten nicht ähnliche Wirkungen auslöst. Realistische Einflüsse bedeuten im Kriege oft mehr als die Zahl, und der Erfolg ist nicht immer mit den großen Zahlen verbunden.

Eine strategische Leistung ersten Ranges

wird dem „Berl. Sozial.“ von seinem militärischen Mitarbeiter geschrieben: „Der rechte Flügel der Russen südlich der Weichsel war bereits durch den ersten Planenangriff der Deutschen bedroht. Die ihm drohende Umfassung schien durch den russischen Gegenstoß von Osten und Süden abgewendet und ins Gegenteil umgewandelt. Jetzt ist das alte Verhältnis soweit wieder hergestellt, daß dem russischen rechten Flügel die Möglichkeit der Um-

fassung oder wenigstens die Abtrennung an Warschau vorbei weiter nach Süden hindroht, während der linke russische Flügel an der Wissa von den vereinten Kräften der Verbündeten festgehalten wird. Unter diesen Umständen kann man wohl sagen, daß der deutsche strategische Meisterreich aus der mislichste die günstigste Lage zu machen wußte.“

Hindenburgs Tüchtigkeit wird übrigens auch von unseren Gegnern anerkannt. Die „Times“ veröffentlichten eine Artillerie ihres militärisch-männlichen Mitarbeiters, der voll Bewunderung für die geniale Strategie des Generals Hindenburg ist, den sie als den größten Feldherrn der Jetztzeit rühmt.

Grabesstille in Paris.

Der Genfer Berichterstatter der „Deutschen Tagesztg.“ meldet vom 1. 12.: Als heute früh in Paris der amtliche russische Schlachtbericht besagte, daß die Kämpfe bei Lodz fortbauerten und die Deutschen die Offensive der Gersow fortsetzten, bemächtigte sich der Pariser tiefe Niedergeschlagenheit. Der „Clair“ schreibt: Paris jubelte drei Tage, als Petersburg die Vernichtung der Hindenburgs Armee berichtete. Jetzt ist es aber Grabesstille.

Die Kämpfe in den Karpathen.

Budapest, 1. Dez. „A. Z.“ meldet: Aus den kaiserlichen Berichten geht hervor, daß sich die Russen nach dreitägigen Kämpfen samt ihrer Artillerie fortgesetzt zurückziehen. Unsere Truppen folgten ihnen auf dem Fuße. Sie zogen in langen Reihen die Kriegsgesangenen. Jeder verlangt gleich zu essen. Gestern begruben unsere Sanitätsstruppen in der Umgebung von Homonna eine große Anzahl russischer Gefangener. 280 Russen, die in Mezö Voroszy gefangen wurden, darunter ein Hauptmann, sind nach Jozsefstadt gebracht worden.

Von der „Kultur“-Nation.

Die deutsche Frauen und Mädchen in Frankreich behandelt wurden, schildert den „Leipz. N. N.“ zufolge eine junge Deutsche, die bei Kriegsausbruch in Paris verhaftet und nach einem Gefangenenslager an der spanischen Küste gebracht wurde. Auf der viertägigen Fahrt blieben sie ohne jegliche Speise und Trank, sie sahen ununterbrochen eingeschlossen im Eisenbahnwagen auf ihren Gepäckstücken. Am Bestimmungsort wurden etwa 200 Kriegsgefangene in ein leeres Gebäude eingesperrt, das sie verlassen durften. Hier mußten die Frauen und Mädchen aus von Schmutz und ungezügelter harter Seiwand Sandbaden. Als sie sich wuscherten, diese ekelhafte und ungeliebte Arbeit fortzusetzen, machte man sie durch Entziehung des Essens gefügig. Abends mußten Männer, Frauen und Mädchen ohne Unterschied durcheinander auf dem Steinpflasterboden und auf etwas Stroh schlafen, auch Kranke wurden zwischen sie gelegt, so daß sich viele anstreckten. Die Toiletten hatten keine Türen, und in dieser Hölle mußten die Bauernswerten schlafen, essen und arbeiten. Den jungen Männern wurde fortwährend der Rat gegeben, sich zur Fremdenlegation zu melden, wenn sie sich satt essen wollten. Einer Frau, die um etwas Milch für ihr krankes Kind bat, sagte sogar der Arzt, sie sollte erst dafür sorgen, daß ihr Mann in die Fremdenlegation eintrete, dann würde sie welche bekommen. Als endlich für die Frauen und Mädchen die Stunde der Befreiung geschlagen hatte, brachte man sie wieder nach viertägiger Fahrt ohne Essen und Trinken nach der Grenze. Kurz vor Überschreiten derselben händigte man ihnen je ein 3-Pfund-Brot und eine Flasche verdünnten Rotwein aus, damit es so aussah, als wenn sie keine Not gelitten hätten.

Unglaubliche Marterungen haben die in Marokko verhafteten Deutschen bei ihrem Transport in das Innere Afrikas erdulden müssen. Im glühenden Sonnenbrand mußten die Männer, darunter mehrere deutsche Konsuln, die deutschen Vorbeamteten und angehenden Großkaufleute, von Juaven bewacht, den Fußmarsch nach Tran antreten. Schon unterwegs begannen

die Mißhandlungen. Die Juaven schlugen mit Gewehrkolben und Stöcken auf die Gefesselten ein, wohn die Schläge trafen. Auf die Köpfe hagelten von allen Seiten Steine und Holzstücke. Zwei mit der Linde des roten Kreuzes versehene französische Soldaten zogen ihre Säbel aus der Scheide und schlugen damit auf die Gefangenen ein. Schließlich bildete der Bahnhof eine einzige Blutlache. Nur vier Männer standen noch, die anderen lagen betäubt und halb tot am Boden.

Drei Deutsche bekamen infolge der an ihnen verübten Grausamkeiten Lohschußanfälle. Ein anderer wurde am Boden liegend von zwei Juaven festgehalten, ein junger Offizier stürzte auf ihn, drückte ihm die Gurgel zu und besaß den Soldaten, ihm so lange Wasser aus einem Eimer in den Hals zu gießen, bis er nicht mehr schreien konnte. Diese Prozedur begleitete er mit dem Rufe: Sei still, du Schwein! Alle anderen ohnmächtig auf der Erde liegenden Deutschen wurden so lange mit kaltem Wasser begossen, bis sie wieder zu sich kamen. Auch die deutschen Frauen und Kinder wurden von französischen Offizieren mit Peitschen geschlagen. Diese Mißhandlungen hat ein soeben aus Marokko entkommener Deutscher am eigenen Leibe erfahren, er hat alle diese Geschehnisse in Hamburg unter genauer Namensnennung der geordneten Opfer eifrig zu Protokoll gegeben.

Der Umfang des Unabhängigkeitskampfes der Buren.

London, 2. Dez. Die Blätter melden aus Pretoria vom 28. November: Hier wird amtlich bekannt gemacht, daß General Louis Botha am 26. November bei Rustell die Buren unter Hendrik Potgieter angegriffen und in der Richtung auf Naamport zurückgetrieben habe. Zur Vertiefung der Bedeutung des Bürgerkrieges ist bezeichnend, daß die Burenfrauen aus den Höfen arbeitend oder die Arbeit durch Kaffern verrichten lassen. Die Männer stehen alle im Felde.

Naam, 2. Dez. Die „Nieuwe Courant“ erhielt einen Brief aus Kapstadt, aus dem hervorgeht, daß die Engländer eine Schreckensherrschaft in Südafrika eingeführt haben. Unter der die belanglosesten Redensarten mit Gefangenen von sechs Monaten bis zu einem Jahre bestraft werden. Die Zensur unterdrückt alle Nachrichten; trotzdem sind Briefe aus Pretoria nach Kapstadt gelangt, aus denen hervorgeht, daß Pretoria Anfangs November von 4000 Aufständischen mit Geschützen belagert worden sei, und daß im Freistaat 1500 Aufständische, in sieben Kolonnen eingeteilt, zusammengezogen seien.

Wie es in London aussieht.

Der „Deutschen Tageszeitung“ wird aus Paris vom 1. Dezember gemeldet: Belgier, welche soeben aus England zurückkehrten, wo sie ihre verwundeten Söhne besuchten, entwerfen übereinstimmend ein sehr düsteres Bild vom Aussehen Londons. Die Nacht Calais-Dover ist vollständig eingestellt. Man muß den weiten Umweg über Dieppe machen, um nach längerer und beschwerlicher Seefahrt in Roulestone zu landen. Alle Aufkommen werden dort gründlich durchsucht. Dann findet die Bahnrevision statt. Ergebnis: Ein mehrtägiger Aufenthalt auf dem Landungsplatz. Die Jäger fahren jetzt nur in Viktorienwagen ein, wo es abnormale Unternehmungen, Fahrprüfungen und ähnliche „Annehmlichkeiten“ gibt. Von 8 Uhr abends an ist London stofflos. Alles ist geschlossen mit Ausnahme einiger Theater und Kinos, die vor leeren Sälen stehen. Alle Mauern, Tramwaywagen, Untergrundbahnen, Omnibusse, die Ladenseiten, Restaurations- und Kaffeehauswände sind mit Plakaten zur Werbung Kriegsfreiwilliger überdeckt. Ueberall prangt in Kleinfletern die Aufschrift: Das Vaterland hat euch nötig! Die allgemeine englische Volksstimmung ist weit davon entfernt, so siegesgewiß zu sein, wie die Presse behauptet.

Vom Hauptquartier zur Reichshauptstadt.

Großes Hauptquartier, 1. Dez.

Wenn man fünf Monate hindurch den kämpfenden und liegenden Truppen der deutschen und österreich-ungarischen Armee von der Donau bis zur Nordsee und weiter an die Aisne gefolgt ist, viel herrliches und auch viel Trauriges mit erlebt hat, den ersten Kanonenschuß in diesem Weltkriege auf die Festung Belgrad fallen hörte, das belgische Königreich langsam zusammenbrechen sah und die Entwicklung sowie den Ausbruch des gewaltigsten Schlingenspiels der Welt von der Schweizergrenze bis zur Nordsee mit der Abneigung im Mittelpunkt beobachten konnte, so steht man eines Tages einen gewissen Abstand dieser ungeheuren, überwältigenden Eindrücke bereit. Das Große Hauptquartier selbst ist ihm durch die Mitteilung, daß der Kaiser eine Reise nach dem Osten unternommen und der Reichskanzler sich fast gleichzeitig zur Reichstagsführung nach Berlin begeben werde.

Was liegt nicht alles zwischen jener Reichstagsführung vom 4. August ds. J., die während des Einzugs der deutschen Truppen in Belgien vor sich ging, und der, die morgen in dem Kaiserbau am Königsplatz in Berlin erneut zusammentritt? So überreich erscheint uns die Fülle der Ereignisse, daß wir nicht fünf Monate, sondern bereits fünf Jahre seit jenem Zeitpunkt verstreicht zu haben glauben. Und wie das ganze deutsche Volk, das dabei mit Ernst und Würde den Verlauf der Dinge verfolgt, so sieht man auch draußen im Felde den Verhandlungen des Reichstags, der den Willen des ganzen deutschen Volkes zum weiteren Durchhalten bis zum endlichen Siege zum Ausdruck bringen soll, mit größter Spannung entgegen. Also erhält auch der Kriegesberichterstatter Urlaub, um direkt vom Schlingenspielen in die Reichshauptstadt zu eilen. Gleichzeitige haben sich die im Felde befindlichen Reichstagsabgeordneten auf den Weg nach Berlin gemacht, und in den

Zweigstellen der verschiedenen Reichsämter, die sich im Großen Hauptquartier befinden, herrscht reges Leben und Treiben.

In bitterster Winternacht versammeln sich auf dem Hauptbahnhof der Stadt, in der sich das Große Hauptquartier befindet, die Reisenden des D. Juges, der nach Reg fährt, und der die direkte Verbindung mit Berlin herstellt. Ganz beifällig mutet der deutsche Stationsvorsteher mit der roten Diensttafel auf dem Kopfe an, der inmitten französischer Lokomotiven und Wagen und den französischen Inschriften an dem Bahnhofgebäude seinen Dienst verrichtet. Eine mächtige schwarze Weichholzschleife vom Glasdach der großen Bahnhofshalle herab und jetzt an, daß hier die Nacht der französischen Trifolore zerbrochen ist.

Auf einem der Nebengleise läuft kurz nach Mitternacht der von Norden kommende Anschlußzug ein, der verwundete und verwaltete Truppen aus dem überfüllten Sperrgebiet und von Armenières, Lille, Arras und Cambrai heranbringt. Die erzählen uns als interessante kleine Neuigkeit, daß die Engländer, wie schon immer, so auch diesmal wieder ihre Kräfte dadurch zu schonen versuchen, daß sie ihre Hilfsvölker zwischen sich und den

So sind bei den letzten Stürmen einige besonders tapfere deutsche Truppenteile zunächst auf indische Schiffe, dann auf Reite belgischer und schließlich auf die französischen Truppen durchgehoben. Aber die Schwestern der letztener hinstieg haben sie dann in weiter Ferne die englischen Regimenter in Beobachtungsstellung liegen. Die Gefangenen, die bei diesem kühnen Vorbringen durch die drei ersten Heeresgruppen gemacht wurden, zeigten sich voller Erleichterung über dieses englische Treibersystem. Denn jeder, der sich zur Flucht wandte, prästete letzten Endes auf die geschlossene englische Heeresmacht, die selber seinen Mann und sein Geschick unanständig opfernd, aber die Fliehenden mit der Waffe in der Hand zur Umkehr zwang.

Um die zweite Morgenstunde geht der behaglich durchwärmte Schnellzug an den von Sonder-

wagen des Reichskanzlers angehängt ist, nach der Grenze ab. Ihm folgt bald nachher der feidgraue Sonderzug des Kaisers, der auf unbedachten Wegen den Osten herbeiführt. Wir erreichen Reg unter Hochengeld.

Vom 90 Meter hohen Turm der Kathedrale erklingt um die vierte Nachmittagsstunde ein tiefer, schwerer, voller Glotenton. „La Marseillaise“! So rufen sich die Menschen auf der Straße eifrig zu und hürmen dann nach dem Stadthaus. Im Gaudumdröhen sind Straßen und Plätze der alten Feste wie gefegt, und als ich einen der zahlreich umherstreichenden Soldaten nach der Ursache der Aufregung frage, erklärt er mir: „La Marseillaise“ lautet nur an ganz besonders hohen Feiertagen, oder wenn der Kaiser kommt, oder wenn es einen ganz besonders großen Sieg gibt! — „La Marseillaise“ ist das Wahrzeichen von Reg, nach der berühmten „Mars-Gloriosa“ der „Kaiserliche“ im Kölner Dom und der Marienglocke im Dom zu Erfurt die dritte größte Glocke Deutschlands. Sie hängt in dem nach ihr benannten „Münster“ der Reg Kathedrale, der infolge veränderter Reichsverhältnisse bis 1907 Eigentum der Stadt Reg war und im Laufe der Jahrhunderte gar manchen Streit zwischen dem Reg-Bischof und der Stadtverwaltung heraufbeschworen hat. Und wie sie seit alter Zeit in Krieg und Frieden die Bürger zum Aufstehen mahnte, so lud sie auch heute während meiner Anwesenheit die Reg zur Entgegennahme einer wichtigen Meldung, des neuen Hindenburg-Sieges, nach dem berühmten französischen Marschall Foch, der die geschaffenen Parabelplätze, um hörbar den Sieg der deutschen Waffen im Osten als eine gute Vorbedeutung auch für den weiteren Verlauf der Kämpfe im deutschen Westen bezeichnete und ein begeistertes aufgenommenes hoch auf das deutsche Heer und seine bewährten Führer ausbrachte.

Tägliches Klang ernst und mahnend der Klang von „La Marseillaise“ fort, wie er auch ernst und mahnend geklungen haben mag, als hier in Reg Kal-

ser Karl IV. 1354 und 1356 zwei glänzende Reichstage abhielt und auf der zweiten dieser Tagungen das unter dem Namen der „Goldenen Bulle“ berühmte Reichsgrundgesetz, das die Wahl des deutschen Königs und Kaisers durch die Kurfürsten regelte, feierlich verkündet wurde. Und wie mag sie erst geklungen haben, als im April 1552 die freie Reichsstadt Reg den verhängnisvollen Schritt tat, die Franzosen in die Feste hineinzu lassen, ihre Bürger den französischen König Heinrich II. dem Namen nach der „Stellvertreter des Heiligen Reiches und Schützer der Stadt“, feierlich einzuladen und damit Reg eine französische Stadt werden ließen, als welche sie nach dem Ausgang des dreißigjährigen Krieges 1648 rechtsträftig anerkannt und von uns erst in den Oktober-tagen 1870 zurückgenommen wurde.

Wiederum am Spätabend rast der Schnellzug von Reg hinweg über die Schlachtfelder der großen Tage von 1870/71 an Saarbrücken vorüber die Rade entlang und vorbei am Riedelwald-Denkmal und der Festung Mainz der Reichshauptstadt entgegen. Wieder grüßte bei Rassel die Wilhelmshöhe, wie damals vor vier Monaten, als wir uns erste Hauptquartier nach Koblenz hinunterführten.

Wir treffen Berlin im wehenden Flaggen-schmuck, aber auch im Zeichen neu hinausgehender Truppen, die im Westen und Osten die kämpfenden Reiben der Unseren verläßt haben. Und gar selbst und wunderbar wirkt auf den fast kulturfernen Gewordenen das noch immer ein wenig altmodische Leben der Reichshauptstadt, ihre lauten Vergnügungen und der fast ungeheuerliche Menschenstrom in den Straßen. Und nur der Gedanke daran, daß drüben in der „Reichstadt“ das Juridische dieses hastenden Lebens und Treibens bereits als eine der schwersten Folgeerscheinungen des Weltkrieges betrachtet wird, verhindert wieder etwas mit dem ansonsten tief flussenden Gegenfah zwischen Hauptquartier und Reichshauptstadt.

Paul Schweder, Kriegsberichterstatter.

schlugen mit
Gefesselten ein
Kopfe hagel-
volzstüde. Zwei
verlebene fran-
den aus der
Gefangenen
hof eine
Männer Han-
betäubt
der an ihnen
is anfalls
end von zwei
auf frute auf
befahl den
aus einem
ehen, die
unte. Die
ei still, du
auf der Erde
mit faitem
amen. Auch
wurden von
fchen ge-
am soeben
eigenen
schneisse in
nung der ge-
gegeben.
abhängig.
uren.
en aus Pre-
amlich be-
otha am 21.
ter Hendrik
ichtung auf
zur Beurtei-
ist bezeich-
Hofen arbei-
achten lassen
felde.
ourant" er-
den herau-
ens her-
fängnis von
behaftet wer-
Nachrichten;
Kapitän
dischen mit
und daß in
Neben
sicht.
aus Anst-
ger, welche
so ihre
en überein-
vom Aus-
Dover ist
weiten Un-
nger und
zu lauten,
lich durch-
mit. Gegen-
auf dem
nur in
Anstaltun-
nehmlich-
ist London
Ausnahme
vor deren
waagbaren
abenfener,
sind mit
iger über-
die Auf-
Die all-
nung
iege-
resse be-
nde Reichs-
Tagungen
Bulle" be-
des deut-
Aufführten
wie mag
11552 die
llen Schritt
einzuweisen
eintrich II.
s Heiligen
abt, feler-
französische
dem Aus-
48 rechts-
en Oktober.
Schnellzug
felder der
den vorüber
iederwald-
Reichs-
die Rastel
Monaten
oblenz hin-
Flagen-
giebender
s kämpfen
llen. Und
auf den fast
er ein we-
st, ihre
geschwächte
ur der Ge-
schwindigkeit" daß
und Frei-
olgerischei-
verfügt
kassenden
Reichs-
terstatter.

Holland rüstet weiter!

Amsterdam, 2. Dez. Holland rüstet weiter, um für alle Möglichkeiten vorbereitet zu sein, und be-
ruht die Rekrutenklasse 1915, die erst im
Herbst des gleichen Jahres einrücken sollte, schon
auf den 15. Dezember dieses Jahres ein. Man
berechnet, daß die niederländische Armee dadurch
um rund 40 000 Mann verstärkt werden
wird.

Der Untergang des „Audacious“.

Der „New-Yorker Staatszeitung“ entnehmen
wir folgende Schilderung des Unterganges des
großen englischen Panzerkreuzers „Audacious“:

Nach einer Erzählung von weniger als zwei Jah-
ren liegt der „Audacious“, der der King-George-V.-
Klasse angehört und an Raumgehalt und Bewüh-
rung das drittgrößte von Sr. Majestät Kriegs-
schiff war, an der Nordküste von Irland auf dem
Meeresgrund. Er wurde kurz vor 9 Uhr am Mor-
gen des 27. Oktober entweder von einem Torpe-
do oder von einer Mine zerstört. Mit Ausnahme von vielleicht einem
oder zwei Mann wurde die ganze Besatzung von
800 Offizieren und Mannschaften von kleinen Bo-
ten der „Olympic“ gerettet.

Die Rettung in einer ungesunden See war
äußerst schwierig, aber sie wurde durch glänzende
und kühne Leistungen der Mannschaft des White-
Star-Dampfers glücklich bewerkstelligt.

Der Hilferuf des Schiffs wurde von dem
Huntersburg-Telegraphen der „Olympic“
aufgefangen, die nur etwa zehn Meilen ent-
fernt war. Der Dampfer eilte mit Vollkraft nach
der Unglücksstätte, während seine Mannschaft sich
für das Rettungswort fertig machte. Freiwillige
wurden aufgefordert, und mehr als die zur Be-
männung der Rettungsboote erforderliche Zahl
meldete sich. Das beschädigte Kriegsschiff wurde
wenige Minuten nach 9 Uhr erreicht, und nach vor-
mittag waren alle Mann bis auf 100 von dem
„Audacious“ auf die „Olympic“ übergeführt.

Mitterweile hatte das Schiffschiff sich be-
trüffelt angedockt, wo es gerade unter der
Batterielinie getroffen worden war, auf die
Seite gelegt. Zwei der Maschinen waren un-
schädlich, aber die eine am Achterdeck war außer
Betrieb geblieben.

Nachdem alle Offiziere und Mannschaften über-
nommen, welche ihr Schiff verlassen wollten, rich-
tete Kapitän Haddock von der „Olympic“
sein Augenmerk auf die Rettung des
Schiffschiffes zu. Dem Schiffschiff wurde
ein Anker zugeworfen, aber es rief, als es fest-
gemacht ward. Inzwischen begannen die Schotten
nachzugeben, und es war alsbald klar, daß es un-
möglich war, das Schiff an Tauen fortzuschleppen
oder längere Zeit über Wasser zu halten. Der
Kreuzer „Liverpool“ und mehrere andere
Kriegsschiffe, welche herangekommen waren, hiel-
ten Obacht. Später am Nachmittag entschloß man
sich, den „Audacious“ aufzugeben. Die
Offiziere und die Mannschaften, welche sich noch
an Bord befanden, verließen ihn.

Die Flotte von Rettungsschiffen blieb noch län-
ger an der Unglücksstelle, und zwar bis 9 Uhr
abends, als sich eine fürchterliche Explo-
sion ereignete. Der „Audacious“ sank mit dem
Gesamt davor und war in einem Augenblick ver-
schwunden.

Die Explosion ist wahrscheinlich durch Geschosse
verursacht worden, welche losgegangen waren,
weil das Schiff sich auf die Seite legte. Ein Stück
einer Panzerplatte, welches von dem sinkenden
Schiff sich losgerissen hatte, traf die „Liverpool“
und rief einen Feuersturm die Seine weg. Der
Mann war in kurzer Zeit tot.

Der „Audacious“ erreichte sein Schicksal 25
Meilen von der irischen Küste entfernt, längs
welcher die „Olympic“ dahinfuhr. Der Dampfer
war am 21. Oktober den Newort nach Glasgow
abgefahren. Er war vor deutschen Minen
bei Lough Swilly gefangen worden, und
durch die Minen wurde offiziell als
Grund angegeben, warum der Dampfer ganz un-
erwartet in Lough Swilly anlegte. Die
Passagiere der „Olympic“ bemerkten das Aufblitzen
der Explosion und sahen das mächtige Schlach-

Handwerk und Heereslieferungen.

Von Handwerkskammerpräsident Dr. Jos. Widén.

Gelegentlich einer Versammlung zur Förderung
der gewerblichen Tätigkeit im Bereiche des 7. Ar-
meekorps betonte der stellvertretende komman-
dierende General, er habe dafür Sorge getragen,
daß die gewaltigen Heereslieferungen nicht nur
der Industrie, sondern auch dem Handwerk über-
tragen würden. Er gab bei dieser Gelegenheit
den Handwerkern den Rat, sich zum Zwecke der ge-
meinsamen Übernahme von Lieferungen in
Innungen zusammenzuschließen. Wie sehr
dieser Rat berechtigt ist, sieht man daran, daß die
Innungen der Gewerbe, die überhaupt für Heeres-
lieferungen in Betracht kommen, wie z. B. Schnei-
der, Sattler, Schmiede, Wagenbauer und andere,
reidlich mit Aufträgen bedacht worden sind. Die
angehörigen derselben Gewerbe dagegen, die
keinerlei Verbindung untereinander haben, haben
kaum Anteil an den Lieferungen, wenn sie nicht
von den Innungen, weil deren Mitglieder die
Arbeit nicht allein bewältigen konnten, oder von
Großunternehmern, in diesem Falle aber fast
immer zu geringeren Löhnen, herangezogen wor-
den sind. Das mag in Anbetracht einer wünschens-
werten Verteilung der Aufträge auf alle Ange-
hörigen des Handwerks sehr bedauerlich sein, weil
jetzt einige Gewerbetreibende sehr stark, andere fast
gar nicht oder zu niedrigen Löhnen, beschäftigt
sind, aber es liegt sich leider nicht völlig vermeiden.
Denn die Heeresverwaltung, namentlich die Be-
schaffungskommissionen, können unmöglich mit den einzel-
nen Handwerkern wegen des geringeren Umfanges
ihrer Betriebe in Verbindung treten. Sie haben
zumeist einen großen Bedarf, der schnell zu decken
ist. Deshalb müssen sie sich an die Unternehmer
halten, die in der Lage sind, große Aufträge an-
zunehmen und in kurzer Zeit auszuführen. Hierzu
sind, soweit nicht Großunternehmer in Betracht
kommen, die Innungen sehr wohl geeignet, weil
ihnen die Betriebe der Mitglieder zur Verfügung

Mittwoch

General-Anzeiger für Elberfeld-Nachrichten

2. Dezember.

schiff sinken. Dann drehte ihr Schiff den Bug
nach Lough Swilly. Kleine Boote karrten die
Route, um sich zu versichern, daß sie frei von Mi-
nen sei. Vom 29. Oktober bis zum 2. November
lag die „Olympic“ in Lough Swilly, und wäh-
rend dieser Zeit durfte niemand außer Marine-
offizieren an Bord kommen. Diese begannen so-
fort eine Untersuchung der Umstände des Un-
terganges des Schlachtschiffes. Charles M. Schwab
war der einzige Passagier, der das Schiff verließ,
bevor es am 2. November in Belfast dockte.

Vizeadmiral Sir John A. Jellicoe, Be-
fehlsgeber der britischen Heimatflotte, stattete der
Unglücksstätte am 1. November einen Besuch ab
und nahm dann Herrn Schwab mit nach London.
Selbst Beamte der White-Star-Linie wurden
in Lough Swilly nicht an Bord der „Olympic“ ge-
lassen, und alle Vorräte wurden von Leuten der
Marine auf das Schiff gebracht. Als der Dampfer
in den Hafen von Belfast eingefahren war,
wurde einer der Kellner an Bord als verdächtiger
Espion verhaftet und für ein Verhör festge-
halten.

Englische Fachleute über den Luftkrieg.

In Großbritannien ist man, wie aus Ausfüh-
ren in englischen Fachzeitschriften deutlich hervorgeht,
mit den bisherigen Leistungen der englischen
Flieger durchaus nicht zufrieden. Es wird das Klapp
und klar gesagt, die bisherigen Kriegserfahrungen
hätten ergeben, daß England neue und ganz anders
geartete Flugzeuge bauen müsse. Hand in Hand
mit dieser Erkenntnis geht die Überzeugung der
fachverständigen Engländer, daß die deutschen
Flugzeuge den englischen Aeroplanen wesentlich
überlegen sind, von den Luftschiffen gar nicht zu
reden. Man sieht jetzt ein, was für eine un-
sichere und wirkliche Arbeit Deutschland auf
diesem Gebiete zum Teil in größter Heimlichkeit
geleistet hat; man verachtet sich auch nicht der Er-
kenntnis, daß das Material der deutschen Flug-
zeuge besser als das bisher in England verwen-
dete ist. Vor dem Kriegsausbruch war das anders.
Die deutschen Leistungen auf dem Gebiete der
Flugtechnik schätzte man gering ein, und weder die
englischen noch die französischen Fachblätter
wandten ihnen wesentliches Interesse zu. Einige
Ausfächer erregende Erfolge wurden immerhin ge-
meldet; im übrigen schien man aber die Vor-
stellung zu haben, daß die deutschen Flugzeuge
fast durchweg unpraktisch gebaute „Tauben“ von
nur geringer Leistungsfähigkeit seien. Wie sich
unter dem Juvange der Ereignisse aber die Auf-
fassung geändert hat, erkennt man aus einem Ar-
tikel, der unlängst in „The Aeroplane“ erschienen
ist. Es heißt in diesem Artikel u. a.: „Man hat
diesen Artikel der Motoristik genannt: die ausge-
zeichnete deutsche Organisation hat uns auch zu
Genüge gezeigt, wie man Motoren verwenden
kann und soll. Wir lernen jetzt den Krieg er-
fassen, während er vor sich geht. Das gleiche war
der Fall, als wir unter großen Opfern in Süd-
afrika kämpften. Man hat aber seitdem bei uns
die gleichen Fehler begangen. Flugzeuge und
Luftschiffe wurden von den leitenden Persönlich-
keiten im Kriegsministerium mißachtet, und es sind
nur einige Jahre her, seit Sir Charles Hudson
von den Aeroplanen als von „törichten Maschinen“
sprach. Heute reben die englischen Fachleute ganz
anders von „The German aircraft“, nachdem sie
bis vor kurzem verächtlich von der „Aircraft made
in Germany“ gesprochen hatten. Allerdings
sahen die Engländer auf heute noch, die Deut-
schen hätten vor dem Krieg den Wert der Flug-
maschinen unterschätzt, und sie streben jetzt erst mit
großem Eifer danach, das fliegende Kriegsmaterial
zu vermehren. So wird behauptet, seit dem Aus-
bruch des Krieges seien 10 000 Mann in das
Fliegerkorps des deutschen Heeres, 3000 in das
der deutschen Flotte eingeweiht worden. (Woher
wissen das die Engländer?) Bei dem Vergleich
des englischen mit dem deutschen Material hebt
man namentlich die Bedeutung der deutschen
Rauschomben hervor, und zählte Beispiele vor,
den als Beweis für deren Leistungsfähigkeit an-
geführt. Wenn ein deutscher Flieger eine feindliche
Stellung entdeckt, so läßt er, heißt es in einem
der Artikel, mit großer Geschwindigkeit eine der-
artige Rauschombe auf die Stelle fallen, und einen

Augenblick später kann man hier mit großer Wahr-
scheinlichkeit einen eck deutschen Granatentwurf
erwarten. Im Zusammenhang damit wird von
einem Späz berichtet, durch den sich die Verbün-
deten zu unterhalten pflegen. Wenn ein deutscher
Flieger geschickt wird, so bringt man einen Ballen
in die schräge Lage eines Kanonenrohres und
zündet an seinem Ende nasses Stroh an, um
Pulverdampf vorzutäuschen. Zieht der deutsche
Flieger diese Maske, so läßt er gewöhnlich eine
Rauschombe fallen, mit dem Ergebnis, daß die
deutsche Artillerie den ungefährlichen Ballen mit
wertvollen Granaten überschüttet. (So oft wird
dem Feinde dieser Trick wohl nicht gelingen!)

Bei der Besprechung der Fliegerleistungen er-
halten in den englischen Zeitschriften die fran-
zösischen und englischen Flieger selbstverhätlich
den Löwenanteil des Lobes. Dem Feiertags sind
auch die meisten Flieger aus den Flugkonkurrenzen
bekannt. Das geht sogar so weit, daß sich zwi-
schen den Fliegern der beiden Nationen ein ge-
wisser Eifer geltend macht. Mit Stolz wird eine
Geschichte von Wegard erzählt. Es soll ihm ge-
lungen sein, durch Bombenwürfer zwei große
Munitionstokkolen für 42-Zentimeter-Rörere in
die Luft zu sprengen (!) und mit seinem von
93 Kugeln durchbohrten Flugzeug zu entkommen
(!!) Im großen und ganzen hegt man in Eng-
land zu dem Erfolg des Bombenwurfs aus dem
Flugzeug kein großes Vertrauen, wenigstens das
Bombardement der Düsselborfer Luftschiffhalle
durch den Leutnant Collet mit Ankerminen be-
sprochen wird. Sonst aber sieht man eigentliche
Aufgabe der Flugzeuge in der Aufklärung und in
der Zerstörung feindlicher Luftschiffe. Zur Durch-
führung dieser Aufgabe hält man eigentümlicher-
weise den Revolver geeigneter als das Gewehr
und das Maschinengewehr. Nach der Beobachtung
dieses Krieges werde es sich, so sagt man, zeigen,
daß mehr Flieger durch Revolverkugeln aus der
Lage als durch weittragende Feuerwaffen zum
Abwurf gebracht worden sind. Bei der Zerstörung
von Luftschiffen wird übrigens immer wieder her-
vorgehoben, daß der englische Flieger mit Gefahr
des eigenen Lebens versucht habe, dem Feinde so
nahe zu kommen, daß der Revolver verwendet
werden konnte.

Vor den Zeppelinen hegt man offenbar einen
gewissen Respekt, obwohl an ihnen scharfe Kritik
geübt wird. Das kann man den Engländern nicht
verdenken; man sucht zu bemerken, was man
selbst nicht hat, und was man in Wirklichkeit sehr
fürchtet. Der Gesamteindruck, der sich aus den
Ausführungen der englischen Fachleute über den
Luftkrieg ergibt, läßt erkennen, daß die Flieger-
waffe die Erwartungen der Engländer weit über-
troffen hat, und daß man überzeugt ist, was Eng-
land betrifft, ihrer Ausgestaltung weit größeres
Gewicht beizulegen. Daß man auf die deutschen
Flieger in England nicht auf zu sprechen ist, läßt
sich denken; es ist aber auch nicht zu verkennen,
daß ihre allseitigen Leistungen den Briten ge-
wichtigen Respekt eingeflößt haben.

Kriegsallerlei.

Das Verdienstkreuz. Generalleutnant
Eitzmann, Kommandeur der 3. Gardebrigade, hat
vom Kaiser den Orden Pour le mérite für die
Vobler Schlacht erhalten. — Ein Kriegsver-
räter. Das Oberkriegsgericht in Danzig verur-
teilte den Befehl Jantulla aus Reuth bei Sol-
dat, der im August den Russen einen Rücküber-
gang verraten wollte, wegen versuchten Kriegsver-
rats zu acht Jahren Zuchthaus. — Eine merkwür-
dige Siegesbotschaft bekamen vor
kurzem die Bewohner des brasilianischen Städt-
chens Porto Alegre zu lesen. Da lebte an der
Telegraphenstation der größten Zeitung plötzlich eine
Depesche, darauf stand in französischer Sprache:
„Die Einnahme von Maudsue in Zeitung unter
allen Umständen abbrechen, bis Gegenüber folgt!“
Ein der französischen Sprache unverständiger An-
gehöriger der Zeitung hatte diese Depesche der fran-
zösischen Gesellschaft an die Redaktion in dem
Glauben angeliefert, es handle sich um eine Sieges-
botschaft. Man sieht daraus, wie's gemacht
wird.

Jetzt nicht nur als wertvolle Einrichtungen, wirt-
schaftliche Störungen im Handwerk zu verhüten,
sondern auch die gewaltigen Bedürfnisse der
Heeresverwaltung schnell und sachgemäß zu be-
friedigen und dadurch die Beschäftigten unserer
Truppen zu fördern. So lohnt sich also die mü-
hselige Arbeit, die im letzten Jahrzehnt in Deutsch-
land Handwerkskammern und Behörden an der
Organisation des Handwerks geleistet haben.

Um die Erlangung von Heeresaufträgen für
das Handwerk hat sich besonders die Hand-
werkskammer bemüht. Sie hat sich gleich zu
Beginn des Krieges an alle Behörden der Heeres-
verwaltung, die kommandierenden Generale, In-
tendanturen, Beschaffungsdirektoren, Train- und
Artilleriedepots usw. gewandt mit dem Ersuchen, bei
der Vergabung von Aufträgen die Handwerker
und besonders die Handwerksvereinigungen zu
berücksichtigen. Diese Bemühungen sind in den
meisten Fällen erfolgreich gewesen; jedenfalls sind
sehr namhafte Aufträge den Handwerkern zuge-
flossen. Doch sei nicht unterlassen, darauf hinzu-
weisen, daß es nicht genügt, wenn die Handwerks-
kammer den Boden vorbereitet, die Verbindung
mit den Militärbehörden anbahnt und die Auf-
träge vermittelt; die Innungen und Vereinigungen
müssen auch selbst mitwirken. Vor allem
müssen sie sich den betreffenden Behörden selbst
zur Übernahme von Arbeiten anbieten und dabei
angeben, wieviel Arbeit sie übernehmen und aus-
führen können. Zunächst sind auch die Preise an-
zugeben. Diese Angaben müssen kurz und knapp
sein und dürfen sich nur auf die unbedingt not-
wendigen tatsächlichen Mittelungen und Angaben
über Preis, Umfang der Arbeitsbereitschaft, Zahl
der Stühle, die in so und so viel Zeit ge-
leistet werden können, beschränken.

Aberhaupt müssen die Innungen und Ver-
einigungen des Handwerks sich bemühen, kauf-
männisch zu arbeiten und sich die Gewandtheit
des Großbetriebes anzueignen. Um sie das, dann
wird es ihnen, soweit sie überhaupt für Heeres-
lieferungen in Betracht kommen, nicht an Erfolgen
fehlen. Denn das Kriegsministerium hat wieder-
holt der Handwerkskammer betont, es lege Wert

Lokales.

Der Nachdruck unserer Original-Zettel-Berichte
ist nur mit Quellenangabe gestattet.

Elberfeld, 2. Dezember.

Sammelt Gold für die Reichsbank!

Wir erhalten folgenden Aufruf mit der Bitte
um Veröffentlichung:

Zeit Beginn des Krieges wird immer wieder
der Ruf erhoben: „Bringt Euer Gold zur Reichs-
bank und laßt Euch Papiergeld dafür geben!“
Trotzdem gibt es noch immer viele kurzfristige oder
angstliche Leute, die ihr Gold, das sie in der ersten
Bestürzung gesammelt haben, festhalten. Ihnen
rufen wir zu: Ihr handelt unklug und unpatriotisch!
Papiergeld ist völlig gleichwertig mit Goldgeld.
Wer also Gold für Papier gibt,
hat seinen Schaden. Das Vaterland
hat aber Nutzen davon, denn jedes Gold-
stück ist ein Soldat für das kämpfende Deutsche
Heer, aber nur dann, wenn es in der Reichsbank
liegt. Jedes Goldstück in der Reichsbank ist die
geheißene Unterlage für den dreifachen Betrag in
Papiergeld. Wer ein Goldstück zurückhält, schädigt
also Reich und Volkswirtschaft um die dreifache
Summe. Würde jeder einzelne, ob jung oder alt,
zunächst das in seinem Besitz noch befindliche Gold
zur Reichsbank tragen, dann aber vor allen Dingen
in seinem Bekanntenkreise, in allen Laden-
geschäften und Wirtschaften systematisch Nachfrage
halten, ob man ihm nicht Gold für Papiergeld ge-
ben könne, so würden ohne Schwierigkeit große
Summen Goldes ermittelt und der Reichsbank zu-
geführt werden können. In erster Linie müßten
allerdings auch die Besitzer von Goldböden, Gold-
und Kassehäusern, von Ladengeschäften und Wa-
renhäusern in diesem Sinne wirken und es ihren
Angestellten zur Pflicht machen, gleiches zu tun.
In den Landkreisen sind namentlich die Bürger-
meister, Geistlichen, Lehrer und Sportstätten betrie-
benden, ausübenden und sammelnd zu wirken. Ein jeder
muß sich vor Augen halten, daß er mit einer sol-
chen Tätigkeit ein vaterländisches Werk tut! Sam-
melt daher Gold für die Reichsbank!

Folgen die Unterschriften, an der Spitze Ober-
bürgermeister Fünd und Handelskammerpräsident
Geheimrat Heint. Schmitz.

— In der Genossenschaft freiwilliger Kran-
kenpfleger im Kriege (vom Roten Kreuz), Ver-
band Elberfeld, hielt Oberkassier Dr. Neumann
im Vereinssaale Elberfeld einen Vortrag über:
Ergebnisse der modernen Kriegskrankenflege. Er
zeigte, wie die Bekämpfung der Seuchen und die
Wundbehandlung sich seit früheren Zeiten geän-
dert und wie sich die heutige Organisation der
Kriegskrankenflege allmählich herausgebildet
hat. Dann gab er den zahlreich erschienenen
deutlichen Bild von dieser ganzen Organisation,
mit ihrer Gliederung in das eigentliche Kampf-
gebiet, das Etappengebiet und das Heimatgebiet,
mit den entsprechenden Lazaretten: Feld-, Krieg-
und Reservelazarett. Im Anschluß hieran führte
er aus, wie das für die Wunde nötige Personal
sich zusammenstellt und ging hierauf auf die Ge-
schichte und Stellung des Roten Kreuzes ein, un-
ter besonderer Berücksichtigung der Genossenschaft
freiwilliger Krankenpfleger. Vor allem brachte er
den zahlreich anwesenden Teilnehmern des jüngst
abgeschlossenen theoretischen Kurses zum Aus-
druck, daß es eine schwere Aufgabe ist, der sie sich
freiwillig widmen wollen. Jeder solle sich des-
halb prüfen, ob er auch körperlich und seelisch der
Aufgabe gewachsen sei; dem aber, welcher sich der
Aufgabe unterziehe, wolle auch der schönste Lohn
in dem Gedanken an getane Pflicht. Nach Mit-
teilungen über den im Januar geplanten dritten
Kursus wurde die Sitzung, die von Oberkassier
Baedemann mit einem Hoch auf unsere tapferen
Truppen im Osten eröffnet worden war, mit dem
Gesänge von „Deutschland, Deutschland über al-
les“ geschlossen.

— Die gerichtliche Bewilligung von Zahlungs-
fristen. Mit der Frage, ob auch Angehörigen
feindlicher Staaten von dem Gericht eine Zah-
lungsfrist bewilligt werden kann, hatte sich jetzt das
sächsisches Oberlandesgericht zu befassen. Es ver-
neinte diese Frage und führte hierzu aus: Die
Vorschriften der Bekanntmachung des Reichsan-
walts über die gerichtliche Bewilligung von Zah-
lungsfristen vom 7. August 1914 sind getroffen

darauf, die Kriegsgewerbtreibenden mit Heranzu-
ziehen. Danach fehlt es also den Handwerkern
durchaus nicht an dem Wohlwollen der maßgebenden
Behörden. Sich dieses zu erbitten und es
auch praktisch zu verwirklichen, ist letzten Endes
ihre eigene Sache.

Vermischtes.

Der Postverkehr zwischen den Schützengräben.
Was die Postmeister der kriegführenden Länder
nicht fertig bekommen, nämlich den „Postverkehr“
zwischen den deutschen und französischen Soldaten,
die sich in den Schützengräben gegenüberliegen,
das haben die Kaninchen jetzt aufzubegraben.
Wenn die Soldaten sich etwas mitteilen wollen,
sorgen sie sich ein lebendes Kaninchen ein, be-
festigen die Postkarte in einer Blechbüchse am Kör-
per des Tieres und jagen es dann in die feind-
lichen Linien. Das Kaninchen der Blechbüchse
macht den Gegner auf den sonderbaren „Post-
boten“ aufmerksam, das Kaninchen wird einge-
fangen, die Postkarte gelesen und die Antwort auf
denselben Wege zurückgeschickt, wenn die Sol-
daten es nicht vorher, den „Postboten“ zum
Mittageffen zu braten.

Das gelberharte Glodenzeichen.
Daß unsere Feldgrauen mit einem gefundenen
Humor auch einer scharfen Verstand besitzen,
geht aus einem von medienburgischen Feldgrauen
mit großem Wagemut ausgeführten Witzstück
hervor. Sie hatten sich in der Nacht
sich an die feindlichen Schützengräben heran-
geschlichen und dort eine Glode angebracht. An
dieser befestigten sie einen dünnen Draht, den sie
in das eigene Lager leiteten. Beim ersten Morgen-
grauen fingen sie an, am Draht zu ziehen, und so-
gleich klappten beim hellen Klang der unheimlichen
Glode die Turtos neugierig heraus. Sie wurden
mit einem wahnsinnigen Heul empfangen. Am
Morgen wiederholte sich dasselbe Spiel. Nach drei-
maliger Wiederholung aber verließen die Turtos
kuchig, mit allen Zeichen der Verwirrung, ihren
Schützengräben, glaubten sie doch an Spul
oder ein übernatürliches Zeichen!

